

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 29 (1906)

Artikel: J.J. Reithard in Bern
Autor: Tobler, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

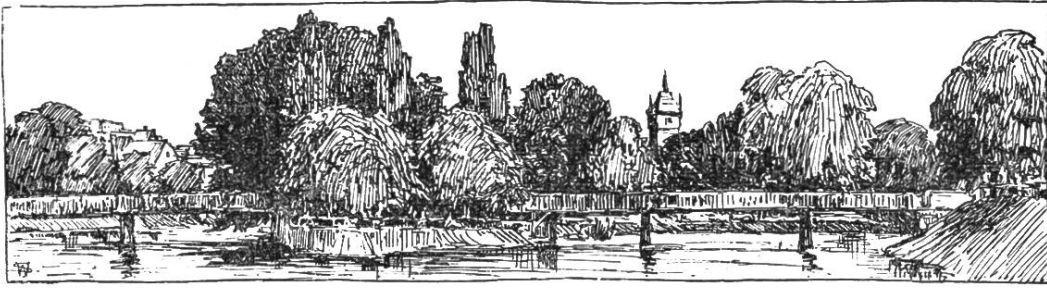
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Platzpromenade, vom Sihlquai aus.

J. J. Reithard in Bern.

Von Prof. Dr. G. Tobler in Bern.

Mit Recht wird heute neuerdings auf die literarische Bedeutung J. J. Reithards aufmerksam gemacht, nachdem dessen Sternlein während der letzten Jahrzehnte beinahe erloschen war. Reithard war zu lange als Journalist, Kalenderschreiber, Dichter und Herausgeber schönwissenschaftlicher Zeitschriften in der literarischen Arena tätig gewesen, er stand mit zu vielen politisch und geistig hochstehenden Männern in Verbindung, als daß die Nachwelt achtlos über ihn zur Tagesordnung schreiten dürfte. Rudolf Hunzikers schöne Studie über Reithards Beziehungen zu Jeremias Gotthelf erbrachte hiefür den vollgültigen Beweis.

Die nachstehende Mitteilung stellt sich die Aufgabe, eine bis jetzt nur dunkel angedeutete, im ganzen unaufgeklärte Episode aus Reithards Leben etwas aufzuhellen, nämlich seinen Aufenthalt in Bern¹⁾.

¹⁾ Missiven-Protokoll des Erziehungsdepartements XXII, 75, 328; XXIII, 47, 431; XXV, 131, 213, 264, 454; XXVI, 31, 109, 141. Staatsarchiv Bern. — Thesen, „Gymnasium 1834 und 1835“ im Archiv der Erziehungsdirektion des Kantons Bern.

Im Jahre 1834 wurden in Bern die Universität und das Gymnasium gegründet. Es bedurfte hiezu vieler Lehrkräfte. Auf den Vorschlag des Erziehungsdepartements (29. August) wurde vom Regierungsrate an die Stelle eines Deutschlehrers am Obergymnasium gewählt J. J. Reithard, „empfohlen von den Herren Professor Drelli und H. G. Nägeli, bekannt als gründlicher Kenner der deutschen Sprache und Litteratur, als Verfasser sowohl gelungener Gedichte als beliebter Volkschriften“. Er sollte wöchentlich sieben Stunden erteilen und erhielt dafür einen Jahresgehalt von 700 Franken. Es war wenig genug; für den vom Leben herumgeschüttelten Mann bedeutete es immerhin eine geschützte Erdenstellung, von der aus sich weiter Boden gewinnen ließ; hatte man ihm doch bei der Ankündigung der Wahl Hoffnung auf ein Extraordinariat an der Universität eröffnet, wenn er mit Erfolg als Dozent zu wirken imstande sei.

Reithard nahm durch Schreiben vom 26. September die Stelle an und er gab darin der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, durch seine Leistungen sich Bahn brechen zu können.

Seine Schultätigkeit in Bern nahm aber ein überraschend schnelles Ende. Er war überzeugt, daß er das Opfer der Intriguen politischer Gegner geworden sei.

Was sagen die Akten hiezu?

Zu Reithards Entschuldigung muß allerdings gesagt werden, daß ihm von vornherein das Mißgeschick auf dem Nacken saß. Es mußte ihm doch unangenehm sein, daß in gegnerischen Zeitungen scharfe Angriffe gegen ihn erfolgten; noch unangenehmer, daß er bei der Regierung mit dem Gesuch einkommen mußte, die Lehrstelle vierzehn Tage nach der Schuleröffnung antreten zu dürfen zur Erledigung vertragsmäßiger Geschäfte, wenn er nicht odiose Prozesse riskieren wolle. Die Regierung schlug das Gesuch ab, weil ihr die Anwesenheit sämtlicher Lehrer an der auf den 3. November angesetzten Eröffnungsfeierlichkeit notwendig

erschien. Es machte einen ungünstigen Eindruck, daß Reithard trotzdem wegblieb. Er mochte etwa drei Wochen Schule gehalten haben, da verschwand er anfangs Dezember für einige Tage nach Solothurn „in dringenden Geschäften“; den selbstgenommenen Urlaub zeigte er dem Erziehungsdepartement schriftlich an, das dies Benehmen „etwas auffallend“ fand. Auf sein Gesuch vom 13. Dezember erhielt er neuerdings Urlaub bis Neujahr, da ein Prozeß seine Anwesenheit in Zürich verlangte. Von sich aus, bloß unter Anzeige an den ihn stellvertretenden Lehrer, dehnte er den Urlaub in den Januar 1835 hinaus. Die Regierung drückte durch ein Schreiben vom 9. Januar dem jungen Lehrer hierüber ihr Befremden aus und forderte ihn auf, spätestens am 20. Januar sein Lehramt wieder anzutreten und sich wegen der von ihm selbst angeregten Untersuchung zu verantworten. Hierauf antwortete am 16. Januar Reithard mit der Demission, die ihm drei Tage später von der Regierung „in Ehren“ erteilt wurde.

Die Regierung hatte Reithard gegenüber eine große Geduld an den Tag gelegt; sie mochte dessen zahlreiche Absenzen als eine Art unabweisbare Fügung betrachten; aber die selbstherrliche Art, wie dieser junge Herr sich den Urlaub nahm und verlängerte, mußte umsomehr stutzig machen, als seine Eigenmächtigkeit in gar keinem Verhältnis zu seinen Lehrerfolgen stand. Er mochte alles in allem höchstens fünf Wochen Schule gehalten haben, und diese kurze Zeit gestaltete sich für ihn zu einem großen, zusammenhängenden Mißerfolg. Schon die erste Stunde begann und endigte mit Gelächter. Sein Äußeres machte einen unangenehmen Eindruck auf die Schüler; sein Gesicht war zu „lodelig“, im Gang und der ganzen Haltung neigte er sich so sehr vorwärts, daß er zu fallen schien. In seiner Anrede setzte er den Schülern auseinander, daß sie kein Deutsch verstanden; sie fühlten sich in ihrem Ehrgefühl verletzt, auch abgestoßen durch den Zürcher Dialekt des Lehrers, und so wuchs der Widerwille

von Stunde zu Stunde und äußerte sich in allerhand Ungezogenheiten, in denen die Jugend so erfinderisch ist. Die Schüler wuchsen dem Lehrer so über den Kopf, daß er sich am 17. Dezember hinsetzte und eine ausführliche Klage gegen die Schüler der Tertia zu Händen der Erziehungsdirektion zu Papier brachte. „Es ist mir unmöglich,“ heißt es darin, „alle die Kränkungen aufzuzählen, die ich in den wenigen Unterrichtsstunden, welche ich bisher ertheilte, erlitt und bekämpfte. Sie stiegen gestern zu einer solchen Gewalt an, daß ich mich genöthigt sah, die Klasse vor dem Beginn des Unterrichts zu entlassen.“ Er war der Überzeugung, daß die Abneigung weniger dem Unterricht als der Person gelte, und ersuchte die Erziehungsdirektion, durch ihre Maßregeln dem Unwesen zu steuern.

Es ist durchaus begreiflich, daß die Erziehungsdirektion über all dies wenig erbaut war. Sie beauftragte Herrn Stadtschreiber Stähli mit der Untersuchung von Reithards Klageschrift und verlangte vom Rektor des Gymnasiums einen ausführlichen Bericht über Reithards Unterricht ¹⁾).

Reithard mochte wohl fühlen, daß durch diesen Gang der Dinge seine Stellung in Bern erschüttert sei und so hielt er es für das Beste, allen Weiterungen durch Eingabe der Demission zu begegnen. In seinem Schreiben vom 16. Januar 1835 sagte er unter anderm: „Abgesehen von ökonomischen und Familienrücksichten, die ich zu nehmen habe, müßte die feindselige Stimmung der meisten Schüler und die alles Maß übersteigende Unverschämtheit einiger mir meine Stellung höchst unangenehm machen. Ich hatt' es mit keinen Disciplinfehlern zu thun, wie sie etwa gegen Lehrer vorkommen, wider welche sich bei den Schülern allmählig eine Abneigung entwickelt. Es war eine Kriegserklärung von vornherein. In solchen Fällen kann wahrlich der

¹⁾ Siehe Beilage.

Spruch nicht gelten, daß einer kein guter Lehrer sei, welcher die Disciplin nicht zu wahren verstehe . . . Erlauben Sie daher, daß ich die Lehrstelle des Deutschen am obern Gymnasium hiermit feierlich niederlege und genehmigen Sie schließlich die Versicherung meiner ausgezeichneten Verehrung.“

Aus der ausführlichen Darstellung des Direktors über Reithards Unterrichtsstunden erhält man die Überzeugung, daß weder politische Erwägungen noch Intriguen die Schüler zu ihrer Opposition trieben, sondern das pädagogische Ungeschick Reithards. So dachte auch das Erziehungsdepartement. Es nahm das Benehmen der Schüler durchaus nicht in Schutz, aber es fand doch, „daß Herr Reithard nicht diejenigen Eigenschaften besitzt, welche von einem Lehrer am Gymnasium mit Recht gefordert werden können, indem es ihm theils an Takt in der Behandlung der Schüler, theils wenn schon nicht vielleicht an Kenntnissen, doch offenbar an Gewandtheit und Übung in dem ihm übertragenen Lehrfache gebricht“.

Damit war Reithards Rolle als Gymnasiallehrer ausgespielt. Er verließ die Stadt und fand im Frühjahr eine seinen schönggeistigen Neigungen besser zusagende Unterkunft beim Buchhändler Langlois in Burgdorf, für den er die Zeitschrift „Der schweizerische Merkur“¹⁾, ein von mehreren Schriftstellern unterstütztes Monatsblatt, nebst „noch andern Werken“ bearbeitete. Der finanziell bedrängte und seelisch bekümmerte Mann wandte sich in seiner Not an den einflußreichsten Burgdorfer der damaligen Zeit, den Dr. Karl Schnell, den er unter offenherziger Darlegung seiner Lebenserfahrungen und seiner Verhältnisse sowohl um ein Darlehen, wie um eine feste Lebensstellung anging. Der Brief lautet folgendermaßen:

„ . . . Seit einem Vierteljahre bin ich die Beute eines tiefen

¹⁾ Vgl. H. Hunziker, Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard, S. 12.

Kummer, weil das Schicksal mein Unglück beschlossen zu haben scheint. Es ist, als wenn ich das Opfer getreuer Kindes- und Bruderliebe werden sollte. Trotzdem, daß ich die pekuniären Erfordernisse für meine geistige Bildung selbst bestreiten mußte — denn mein Vater, der mich für den Kaufmannsstand gewinnen wollte, that von meinem 14ten Altersjahre nichts mehr für mich und ich war gezwungen, das Studiergeld durch Stundengeben zu erschwingen — trotz dieser nicht unehrenwerthen Anstrengung darf ich mich rühmen, seit 7 Jahren die festeste, zuverlässigste Stütze der Meinen gewesen zu sein, und um ihnen dies sein zu können, nicht nur das Ersparniß meiner Einnahmen, sondern selbst meinen Kredit gebraucht zu haben. Vor sieben Jahren verschwand nämlich in einer Novembernacht mein Vater plötzlich. Er war Oberwaisenrichter und gerade auf dem Heimweg aus einer Sitzung begriffen; er erreichte aber seine Heimat nicht mehr, doch führt uns seine Spur bis auf eine Viertelstunde nah. Die Vermögensumstände des theuren Verschwundenen waren in Verfall und Verwirrung. Es war eine bedeutende Summe nothwendig, um den ersten Sturm abzuschlagen, welcher der Ehre seines Andenkens drohte. Diese Summe hatt' ich nicht, aber ich besaß Kredit und erhielt sie und von nun an war mein Leben ein ununterbrochenes Opfer für die Meinigen, welches sich durch die stete Kränklichkeit meiner guten Mutter immerfort steigerte und durch den Tod eines Schwagers, welcher in New-York an der Cholera starb und eine ebenfalls kränkliche Wittwe mit drei unerzogenen Kindern hinterließ, fast unerschwinglich ward, so daß meine Gemüthsfreudigkeit darunter empfindlich zu leiden begann. Dazu kamen noch die politischen Verfolgungen, die mich aus der schönsten Laufbahn verdrängten — provociert durch meinen wohlgemeinten, aber unbesonnenen Baseleraufruf, Verfolgungen, die mir in meinem vaterländischen Kanton jede Aussicht auf Beförderung raubten. Da ergriff ich die Publizistik und

sie mich. Es entstand das Ihnen vielleicht nicht unbekannt gebliebene „Freitagssblatt“, welches bald auch außerhalb des Kantons Zürich einen nicht gewöhnlichen Kredit erhielt; denn nach vierteljährlicher Existenz zählte es nicht minder als 1800 Abonnenten. Allein die entschiedene Sprache, welche darin geführt wurde, erweckte ihm nach zwei Hauptrichtungen Feinde. Die einen waren wie natürlich die Aristokraten, die andern die unter deutschem Einfluß agirenden, heimlichen Volksverächter, Radikale, jetzt Nationale genannt. Die letzteren besonders bereiteten mir manche bittere Stunde und ich entschloß mich um so eher, einen andern Wirkungskreis zu suchen, da die Gefner'sche Buchdruckerei verkauft und in sehr unreine Hände überliefert worden war. Indessen läßt sich denken, daß meine ökonomische Lage sich nicht verbessert hatte. Der Baselerprozeß hatte mich 200 Frs. Buße gekostet, die Advokaturkosten und andere Ausgaben ungerechnet. Der angestrengtesten Arbeit gelang es, die schwere Familienlast immer noch fortzuschleppen. So meldete ich mich denn und kam nach Bern. Meine Hoffnung war, durch meine Leistungen mir einen einträglicheren Wirkungskreis zu erwerben. Nun aber fielen die Unversöhnlichen über mich her. Schmähungen und Verleumdungen, die ihm auch klar nachgewiesen wurden, stieß der „Constitutionelle“ über mich aus, und die „Allgemeine“ und der ganze Rudel bellte nach. Mein Wirkungskreis war untergraben; ich hätte die Stelle nicht antreten sollen, zumal ich ja gar wohl wußte, daß die Majorität meiner Kollegen mir entschieden abgeneigt war. Der Empfang, welcher mir in der ersten Stunde von meinen Schülern zu Theil wurde, rechtfertigte meine Besorgnisse. Den Ausgang kennen Sie. Unterdessen stellten sich die Geldvorschüsse oder vielmehr Geschenke, die ich meiner guten, kranken Mutter zu machen gewohnt war, ein; der Miethzins für meiner Schwester Wohnung, das Schulgeld für ihre drei Kinder und die Kosten für die Bekleidung der letzteren, die ich

seit dem Tode meines Schwagers allein bestritten hatte, waren nicht mehr zu erschwingen, und die huronischen Anfälle des Verlegers vom Freitagblatt, der die gräßlichsten Verläumdungen (für die er nun freilich richterlich verurtheilt worden ist) über mich in die Welt hinausdruckte und mich unter anderm als „tiefverschuldet“ qualifizierte, raubten mir an ein paar Orten den Kredit, so daß mir plötzlich drei Schuldposten, die ich theils zu Gunsten meines sel. Vaters, theils für meine Mutter und Schwester übernommen hatte, unverzüglich aufgekündigt wurden, und so ward derselbe Schuldner, welcher mir mein Wohlverdientes vorenthielt und jetzt noch vorenthält, Veranlassung, daß ich von Andern ökonomisch bedrängt wurde. Nun sitze ich hier in Burgdorf und arbeite; aber mit welcher Lust und Kraft arbeitet ein tiefbekümmertes Gemüth? Meine Arbeiten fanden den lauten Beifall der ersten Fachmänner Deutschlands und der Schweiz. Durch eine Ausgabe meiner Gedichte (zu welcher der berühmte Kritiker Menzel eine Vorrede geben will), so wie durch eine Edition meiner Erzählungen und Abhandlungen könnt' ich meinen literarischen Ruf in Deutschland begründen, so wie mein ökonomisches Glück; die Aussicht auf eine sehr vortheilhafte Verbindung mit der Tochter eines der angesehensten Glarner Magistraten liegt mir ganz nah; aber all dies wird mir durch die trübe Gegenwart versperrt. Ich bin ohne Anstellung und in augenblicklicher pekuniärer Bedrängniß.

Diese beiden Punkte sind es, welche mich zu gegenwärtigen Zeilen veranlassen. Ich bitte Sie nochmals, mich ja nicht zu verkennen, mich ja nicht zu jenen zudringlichen Egoisten zu zählen, welche Wohlwollen und Zuneigung mit Unverschämtheit foldern (!). Es hat harten Kampf gekostet, bis ich mich zu diesem Schritte entschloß und nur der Gedanke, ich sei es den Meinen und dem Mädchen, welches mich liebt, schuldig, mein Möglichstes zu thun, eh' ich das Vaterland verlasse, — und die Ueberzeugung daß

ich mich an einen Mann wende, der ein ehrliches Vertrauen mehr als irgend ein Anderer zu würdigen wisse, bestimmten mich zu diesen Eröffnungen.

Ich bedarf 500 Frs. und habe dagegen eine Bibliothek von circa 450 Bänden, auf was ich aber größern Werth setze, mein treues, ehrliches Herz einzusetzen. Dieses Geld würd' ich mich verpflichten, je von Jahr zu Jahr in 5 Terminen nebst Interessen abzubezahlen und Ihnen hiefür Herrn Langlois, dem ich nebst dem schweizerischen Merkur noch andere Werke schreibe, anzuweisen. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß ich das Ganze früher zurückbezahlen könnte und würde, und ich setze die Raten nur so, um mich mit Zuversicht verpflichten zu können. Ebenso innig liegt der Wunsch, eine angemessene Anstellung zu finden, mir am Herzen. Von ihr hängt die Hand eines vortrefflichen Mädchens ab, die dem Nichtangestellten von den Eltern verweigert wird. Durch diese, ich darf wohl sagen glänzende Verbindung wäre das Glück meiner Familie, und in allen Beziehungen das meinige, gesichert.

Da mir nun stets das Volksschulwesen am meisten am Herzen gelegen hat und durch eine Schulreferendur am gründlichsten dafür gewirkt werden könnte, so hab' ich Sie, hochgeachteter Herr, fragen wollen, ob sich im Interesse der Republik eine solche Stelle, wie sie früher im Plan war, nicht errichten ließe? Halten Sie es nicht für unbescheiden, daß ich diese Frage an Sie richte. Hätt' ich nicht die innigste Ueberzeugung, daß zumal bei der gegenwärtigen Stimmung der Schullehrer im Kanton, ein zuverlässiger und fachkundiger Mann, der ex officio das Land nach allen Seiten bereist und die Schulverhältnisse und Personen genau zu würdigen versteht, der Erziehungs- und Regierungsbehörde die wesentlichsten Dienste leisten und durch seine Vermittlung das Volksschulwesen fördern könnte, so würd' ich mich wohl gehütet haben, diesen Vorschlag, der vom Großen

Rathe schon einmal abgemehrt wurde, wieder in Rede zu bringen. Ich weiß zwar wohl, daß nach dem, was zwischen mir und dem Erziehungsdepartement vorgefallen ist, es einige Schwierigkeiten haben würde, die Wahl auf mich zu lenken. Doch hat diese Behörde, wenn sie wollte, sich klar überzeugen können, daß ich lediglich ein Opfer der Intrigue geworden bin und die Schuld an allem Vorgefallenen mir gewiß nicht beizumessen ist. Ich bin überzeugt, daß ich an diesem Posten dem Staate von Nutzen sein würde; das Zutrauen vieler Schullehrer, die ich während meinem Hiersein kennen lernte, käme mir entgegen. Uebrigens bin ich der Meinung wie Sie, daß die Besoldung von 1600 Frs. nebst Taggeldern zu viel wäre. Die Hälfte des Fixums nebst den Taggeldern würde genügen.

Verzeihen Sie, hochgeachteter Herr, daß ich Sie mit einer Angelegenheit behelligte oder eigentlich überfiel, welche, wenigstens der Person nach, die sie angeht, keine jener nähern Beziehungen mit Ihnen hat, welche eine solche Eröffnung äußerlich rechtfertigen könnte. Ich wandte mich an den menschenfreundlichen, wohlwollenden Mann, in dem ich mich auch dann nicht getäuscht habe, wenn er mir nicht entsprechen kann. Auf jeden Fall fühle ich mein Vertrauen bei Ihnen geborgen. Und so zeichne ich denn, einer gefälligen Erwiderung entgegensehend, mit herzlichster Verehrung,

Hochgeachteter Herr,

Ihr ergebenster

Reithard ¹⁾).

Burgdorf, den 6. Mai 1835.“

Die Anknüpfung war nun da. Es folgte ein Besuch bei Schnell, der die Brauchbarkeit des Mannes sofort erkannte und

¹⁾ Die Briefe Reithards an Schnell befinden sich im Besitze der Familie Blösch in Bern.

gesonnen war, ihn in die Redaktion seines Blattes, des „Volksfreundes“, aufzunehmen.

Wie die Schwierigkeiten mit dem Verleger Langlois gelöst wurden, ergeben die beiden folgenden Briefe an Schnell:

Burgdorf, den 19. Mai 1835.

In Folge Ihres gefälligen Rathes sprach ich gestern mit Herrn Langlois über die bewußte Sache. Es war, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß ich am Sonntag bei Ihnen war, nicht zu vermeiden, daß er auf Muthmaßungen gerieth, welche seine Vorschläge moderiren mochten. Er zeigte sich, wie zu erwarten stand, gar bereitwillig, mir, wenn nicht die Redaktion des Volksfreundes (was ich unter diesen Umständen und Bedingungen selbst nicht im ganzen Umfang wünsche), doch wenigstens die Bearbeitung der Hauptartikel zu übertragen, was am Ende auch die Kapital Sache ist. Ich würde mich seiner Meinung nach verpflichten, gegen ein jährliches Honorar von 500 Frs. für jede Nummer des Volksfreundes wenigstens Einen Artikel an die Spitze des Blattes zu schreiben; das Thema, welches indessen immer durch das jeweiligen politische Bedürfniß geboten wird, bliebe mir, so wie die Bearbeitung desselben, vorausgesetzt, daß sie der Tendenz des Volksfreundes nicht widerspräche, völlig überlassen. Ich habe gegen diese letzten Punkte durchaus Nichts einzuwenden; denn wenn ich die Rechte des Bernervolks und die Gesinnungen seiner wahren Schildhalter verfechte, so thu' ich durchaus nur, wozu mein Herz und meine bekannten politischen Grundsätze mich antreiben. Was hingegen das angebotene Honorar betrifft, so muß ich gestehen, daß mich die Proposition überrascht. Ich bezog in Zürich für die Redaktion des Freitagssblattes, welches wöchentlich nur einmal erscheint und für den Republikanerkalender zusammen 80 Louisd'or, und ich glaube wirklich,

Herr Langlois hätte mir für wenigstens 200 Hauptartikel, die ich ihm jährlich zu liefern verspreche, mehr bieten können. Sollten Sie indeß, hochgeachteter Herr, mir Ihre freundliche Theilnahme auf die bewußte Weise angebeißen lassen wollen, so erbiet' ich mich dennoch gerne, obige Verpflichtung einzugeh'n, und indem ich Ihre wohlwollende Bemühung Ihnen im Voraus innig verdanke, ersuch' ich Sie, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung zu genehmigen.

Ihr ergebenster

Reithard.

Burgdorf, den 26. Mai 1835.

Beigebogen, hochgeachteter Herr Regierungsrath, finden Sie den von Herrn Langlois und mir bereits unterzeichneten Traktat. Sie ersehen daraus, daß der Verleger des Volksfreundes strikte auf dem einmal stipulirten Honorar für's erste Jahr beharrte, für die zwei folgenden Jahre aber doch eine solche Variante in den Akkord aufnahm, daß wenigstens meine Leistungen mit der Bezahlung in einigem Verhältniß gestellt wurden. Es wird sich gewiß zeigen, daß die Veränderung der Redaktion dem Blatte so wohlthätig ist, daß Hr. L. es in der Folge nicht an bessern Bedingungen wird gebrechen lassen, wenn ich in den zwei folgenden Jahren, wie im ersten, die Totalredaktion übernehmen soll. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß nur der Drang der Umstände, welche die eilige Unterstützung der Meinigen von mir fordern, mich bestimmen konnte, die Redaktion mit so niedriger Besoldung zu übernehmen. Künftigen Samstag muß ich nach Zürich, um zu ordnen und zu helfen. Möchten Sie daher die Güte haben, mir beförderlich Ihre Antwort und Ihren Entscheid wissen zu lassen.

Noch hab' ich die Freiheit nehmen wollen, Sie anzufragen, ob das Bibliothekariat an hiesiger Stadtbibliothek schon definitiv

vergeben ist? Man hat mir gesagt, es handle sich um Anstellung eines Bibliothekars und man habe mich dabei im Auge. Ich kenne die diesfälligen Verhältnisse nicht genauer und kann nur äußern, daß, wenn eine ordentliche Besoldung mit der Stelle verbunden ist, ich sie um so lieber zu erhalten wünschte, da mir bei meiner gegenwärtigen Beschäftigung und Lage die Benützung einer so schönen Auswahl litterarischer Hülfsmittel sehr willkommen wäre. In Wädenschweil, welcher Ort ebenfalls eine Bibliothek von 7 à 8000 Bänden besitzt, war ich während meines mehrjährigen Dortseins ebenfalls Bibliothekar und hatte also Gelegenheit, die Sache kennen zu lernen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr ergebenster

Reithard.

Reithard wurde wirklich im Herbst zum Stadtbibliothekar ernannt.

Noch einmal wandte sich Reithard, am 17. Juli 1835, hilfesuchend an Schnell, ob mit Erfolg, wissen wir nicht. Er hatte seine Schwester mit den drei Kindern im Interesse der Billigkeit zu sich genommen. Nach einem mißlungenen Versuch mit einer Pension probierte sie es jetzt mit einem Laden, und da gerade die Post vakant war, empfahl er seine Schwester zu geneigter Berücksichtigung. Der Wunsch, in Burgdorf zu bleiben und sein geringes Einkommen etwas zu heben, führte ihm die Feder bei dieser Bitte: „Ich bitte nicht für mich, sondern für drei hoffnungsvolle Kinder, deren Vater in Amerikas Erde den Todesschlaf schläft und welche ohne mich hilflose Waisen wären“.

Was Reithard als Schulmeister an Achtung in unserer Wertschätzung eingebüßt hatte, gewinnt er hier als Mensch. Wer sich so für seine nächsten Angehörigen opfern kann, muß ein guter Mensch sein. Nicht weniger imponiert er als Redaktor.

Er war dem allmächtigen Karl Schnell in mehr als einer Hinsicht zu Dank verpflichtet. Ein serviler Charakter würde jeden Wunsch des Herrn und Gebieters erfüllt, jeden Wink sofort befolgt haben. Bei dem bekanntlich reizbaren Charakter Karl Schnells mußte es als Wagnis betrachtet werden, wenn Reithard gelegentlich dessen Beitrag für den „Volksfreund“ zurücklegte und den betreffenden Gegenstand auf seine Weise behandelte. So schrieb ihm Reithard am 15. Juni:

„Sie werden im morgenden „Volksfreund“ Ihren Artikel nicht finden und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen, um jedem Mißverständniß auszuweichen, den Grund in dem einfachen Umstande anzugeben, daß ich über die Tillar'sche „Mahnung“ bereits einen Artikel verfaßt hatte, der zwar weniger die Person, als die Sache beschlägt, Ihnen aber, wie ich bestimmt hoffe, genügen wird. Ebenso habe ich schon vor mehreren Tagen ein lustig Stücklein über den Jaggischen Etiquettenkrieg mit dem österreichischen Kaiser aufgesetzt, das einige Zwerchfellerschütterung und einige Schamröthe zur Folge haben wird. Sollten Sie jedoch Ihre gefl. Mittheilung aufgenommen wünschen, so mag meine Farge im Pult bleiben“

Mehr für die Sache, als gegen Personen wollte also Reithard schreiben. Diesem Gedanken ließ er am 26. Juli des gleichen Jahres beredte Worte, als er dem Dr. Schnell die Gründe für die Nichtaufnahme eines Artikels auseinandersetzte:

„Indem ich Ihnen einliegend nach Ihrem Begehren den vor 14 Tagen für den Volksfreund eingesandten Artikel wieder zustelle, find' ich mich verpflichtet, denselben mit einigen Bemerkungen zu begleiten, welche hoffentlich dazu dienen sollen, jede Mißdeutung meines Benehmens, jede Mißkennung meiner Absichten zu entfernen. Für's Erste wäre natürlich der fragliche Artikel, insofern Sie darauf bestanden hätten, im Volksfreund erschienen. Nie lag es in meiner Absicht und konnte nie darin

liegen, mich zum eigenmächtigen Cenſor von Beiträgen eines Mannes aufzuwerfen, der ein Gründer des Blattes und mir in Sachkenntniß, Stellung und Alter, vor allem aber in Rückſicht auf Charakter ſo ſehr Gewährsmann, ſo ſehr achtungswerth iſt. Nichts deſto weniger glaubt' ich mir in Ihrem und der guten Sache Intereſſe eine Einfrage erlauben, eine Zögerung eintreten laſſen zu dürfen, zumal da hier kein periculum in mora vorzuſehen war. Bekannt mit der dießmaligen Stimmung aller Schweizerblätter, ging mir aus den darin enthaltenen Raiſonnements deutlich hervor, daß es beſonders die Perſönlichkeit, der Angriff auf Individualitäten ſei, die man dem Volksfreund zur Laſt warf, d. h. nicht ſowohl dem Volksfreund, als gerade den Männern, von welchen nach meiner Ueberzeugung die beſſere Zukunft des Bernervolkes abhängt. Dieſe Seite hatte man herausgefunden, um Sie, hochgeachteter Herr und Ihren Herrn Bruder zu verhungern und zu verdächtigen. Man nannte den Volksfreund nicht mehr anders als das Burgdorfer-, das Schnellenblatt, und ſo war denn immer von vornherein das Todesurtheil über Alles geſprochen, was Sie in der redlichſten Abſicht und im regſten patriotiſchen Eifer demſelben einverleibten. Ich rede natürlich hier nur von jener im Finſtern ſchleichenden Partei, deren ungemessener Ehrgeiz immerfort nach Waffen ſucht, um diejenigen zu ſtürzen, welche Offenheit und Geradheit lieben und in dieſem heitern Element ſich ſelbſt nicht ſcheuen, diejenigen öffentlich zu bezeichnen, welche nach ihrer Anſicht des Volkszutrauens nicht werth ſind. Geſchickt wußten dieſe Intriganten, indem ſie Ihnen jenen Vorwurf machten und daran Beſchuldigung auf Beſchuldigung knüpften, den Anwillen einer leicht zu blendenden Menge auf die zu richten, denen Bern ſeine Emanzipation zu verdanken hat und während ſie ſich ſelbſt in den ſchärſten Perſönlichkeiten ergoß, bei Ihnen Perſönlichkeiten provozierten, d. h. Perſönlichkeiten, die ſich Anfangs nur auf Vertheidigung beſchränkten,

später aber sich mit Bitterkeiten vermischen mußten; denn man griff Sie ja und greift Sie jetzt noch im Heiligthum Ihrer Absichten und Gesinnungen an, wovon der letzte „Republikaner“ einen glänzenden Beweis liefert. Nach dieser (unmaßgeblichen) Ansicht der Dinge schien es mir am zweckmäßigsten, den Kriegsplan zu ändern und dem Publikum den Glauben zu benehmen, daß der Volksfreund ein Parteiblatt sei. Stand unsere Zeitung wieder im Rufe der Unbefangenhait, während Beobachter u. G. auf ihrer eingeschlagenen Bahn fortfuhren und sich im Aerger über die eingetretene Ruhe ihres Gegners an Bosheit und Leidenschaftlichkeit steigerten, dann war vor auszusehen, daß ein Urtheil des Volksfreundes, kräftig und einfach ausgesprochen, wieder allgemeinen Anklang finden würde. Ich hatte im Sinne Einleitung zu einer Erzählung der neuesten Revolution zu treffen, die in stehenden Artikeln im Volksfreunde erscheinen und durch welche das Volk belehrt werden sollte, wem es sein Heil zu verdanken und anzuvertrauen habe. Darum schien es mir, Sie möchten sich mit mir einverstehen, wenn ich für einstweilen unprovocirte Angriffe auf Personen vermied, die an sich keinen bedeutenden Einfluß üben —, und dagegen mehr auf die Sache, d. h. auf das einging, was sie eigentlich bezweckten. Dies ist einfach und wahr, was ich über einen Gegenstand zu sagen habe, den mir die Herren Stähli und Dürr, wie mir scheint, zum Vergehen anrechnen. — Ein zweiter Punkt hängt mit diesem Ersten innig zusammen. Ich rügte Handlungen der Regierung und gab Schwächen zu, welche selbst diejenigen sich hätten beugehen lassen, die ich geehrt, denen ich vertraut wissen möchte. Auch hier bin ich mir der besten Meinung und einer klaren Absicht bewußt. Irrthümer und Schwächen schänden Niemand; wo ist ein Einzelner, wo eine Regierung, auch die beste, die sich deren nicht bewußt wäre? Sie sind gewiß vollkommen mit mir einverstanden, wenn ich behaupte, daß ein öffentliches Blatt gerecht sein muß,

daß diese Eigenschaft gerade die *conditio sine qua non* des öffentlichen Kredits ist. Ein *Moniteur* wird das Urtheil des Publikums nie bestimmen, wohl aber ein Blatt, welches den Schiller'schen Spruch: „Wahrheit gegen Freund und Feind“ thatsächlich in's Leben führt. Wenn dann ein solches Blatt für Sachen und Personen in die Schranken tritt, wird es wirken. Möchten Sie mich also auch hierin nicht verkennen

Ihr ergebenster

Reithard.

Burgdorf, den 26. Juli 1835.

Das sind Mannesworte, ist Mannesgesinnung. Aber die Verhältnisse erwiesen sich stärker als der gute Wille. Für die Schnellen kam die Zeit des erbittertsten Kampfes. Der unselige Erlacherhofprozeß schleppte sich endlos weiter; er wurde noch mehr vergiftet durch die Aufhebung der patrizischen Familienlisten, durch die Ausscheidung des städtischen und burgerlichen Gutes (Dotationsstreit), durch die Flüchtlingsverfolgung und den Confeilhandel im Jahre 1836, durch die Napoleongeschichte vom Jahre 1838, welche die Brüder Schnell zum Rücktritt aus allen Ämtern veranlaßte. Da wurde die Schnellen-Politik scharf ins Feuer genommen. Der „Volksfreund“ hatte sich gegen die Angriffe der konservativen „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“ in Bern, wie gegen die radikalen „Verfassungsfreund“ und „Beobachter“ zu wehren und da wurde gedroschen, gestochen und gehauen, daß es oft ins Pöbelhafte ging. Reithard wurde ebenfalls persönlich angegriffen; man warf ihm Feigheit und Feilheit vor.

Unter solchen Verhältnissen wurde ihm die Stellung als Redaktor um so unleidlicher, als er mit den Jahren selbst ein anderer geworden war; sein Radikalismus hatte sich merklich abgefärbt; es widerstrebte ihm, für Zustände und Verhältnisse

einzutreten, die er verurteilte¹⁾. Er sehnte sich nach einem andern Wirkungskreise.

Am 29. Januar 1839 meldete er sich für die Stelle eines Direktors der Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen. Er trug in breiter Ausführung seine Ansichten über die Aufgaben eines solchen Instituts und seines Vorstehers vor und mochte sich der Hoffnung hingeben, daß sein Schwager, Landammann Baumgartner, ihm zu der Stelle verhelfen möchte²⁾. Er erhielt sie nicht. Dagegen wurde er Ende des Jahres als Schulinspektor des Kantons Glarus gewählt und so legte er nach fünfjähriger Tätigkeit seine Stelle als Redaktor in Burgdorf nieder.

Der Abschied von Burgdorf wurde ihm schwer verbittert. Es ging später das Gerücht um, daß mit der Bibliothekskasse nicht alles in Ordnung gewesen sei. Auch vermißte man Bücher, die Reithard zur Ausarbeitung einer Geschichte von Burgdorf nach Hause genommen hatte³⁾. Ob er deswegen oder aus andern Gründen schwere Anfeindungen erlitt, wissen wir nicht. Er zog es vor, nicht persönlich, sondern nur schriftlich am 11. Januar 1840 von Karl Schnell in einem Brief voll Herzeleid Abschied zu nehmen, der folgendermaßen lautet:

„Empfangen Sie, hochgeachteter Herr und Freund, nebst der Versicherung meiner untwandelbaren Verehrung und Liebe die zwei mir f. B. geliehenen Bücher zurück. Es ist vorzüglich die Erinnerung an das mir von Ihnen gewordene freundschaftliche Wohlwollen, welche mir die bitteren, bitteren Stunden versüßt, die meiner Abreise von Burgdorf vorangingen. Was ich in den letzten Tagen innerlich litt, ist unaussprechlich und ich trage ein fast gebrochenes Herz mit mir fort. Ich bin nicht im

¹⁾ Hunziker, S. 16 f.

²⁾ Geßl. Mitteilung von Dr. H. Hunziker.

³⁾ Ebenso.

Stande, persönlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Mein schriftliches Lebewohl also!

Ihr von Herzen ergebener
Reithard.

Burgdorf, 11. Januar 1840.

Seine Gefinnung blieb dem uneigennütigen und ehrlichen Karl Schnell gegenüber immer die gleich freundliche und dankbare, wie es aus den beiden folgenden Briefen deutlich erhellt.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich erstehle ein Paar vorige Minuten, um Ihnen wenigstens zu sagen, daß ich glücklich in Mollis angelangt bin und fleißig an Sie und an den Scheibentisch denke. Wie angenehm auch meine hiesigen Verhältnisse in mancher Beziehung sind, so bleibt mir doch Burgdorf und sein traulich-heimeliges Leben unvergeßlich, — vor Allem der Besitzer des Sommerhauses — ich meine wahrlich nicht den Leibundgut ¹⁾. — Ich brauchte nicht minder als sieben Tage, um von Burgdorf hieher zu kommen: höchst angegriffen verließ ich Burgdorf; in Zürich mußte ich mehrere Tage das Bette hüten, eh' ich es wagen durfte, weiter zu reisen. Meine gute Natur half sich und jetzt befinde ich mich bereits mitten in Redaktions- und Inspektorsgeschäften. Der Alpenbote geht gut; doch werd' ich mich direkt nach einem halben Jahre von der Hauptredaction zurückzieh'n, um nebst der Schulinspektorstelle diejenige eines Canzleidirektors zu übernehmen. Als solcher werde ich die Raths- und Landrathsbeschlüsse zu redigieren haben. Das Einkommen wird auf 50 Louisdor gestellt, dafür aber dasjenige für das Schulinspektorat, weil ich weniger werde reisen

¹⁾ Besitzer des Sommerhauses war bekanntlich Karl Schnell; Leibundgut war langjähriger Wirt im äußern Sommerhaus.

und hantieren müssen, als die ursprüngliche Instruktion erfordert — etwas beschnitten werden. Dagegen wird aber denn auch meine Stellung eine angenehmere sein. Dies aber nur zu Ihren und erprobter Freunde Händen; denn käm's schon aus: so würden die hiesigen Radikalen, die kein Haar besser sind, als die dortigen, ein Mordgeschrei erheben. Bereits hat ein Artikel im Vfd. (Volksfreunde), den ich zu meinem Aerger seither nie zu Gesichte bekam, auf meine Rechnung gewaltig Herd aufgeworfen. Dieser Artikel betrifft den hiesigen Exverhörer Christ, über dessen Namen der Vfd., wie es scheint, einen Witz gemacht hat. Diesen nun soll ich gemacht haben. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie bemerken wollten, daß im Volksfreunde diesfalls eine Erklärung der Redaction erschiene, die mich von aller Theilnahme lospricht. Sie erweisen mir diesen Gefallen gewiß.

Den schändlichen, mich und mein Verhältniß zum Volksfreunde und den H. Schnell betreffenden Artikel in der Schildwache habe ich, sowie die übrigen in jenem Blatte über Burgdorf erschienenen Schweinereien gelesen und mit heftigem Unwillen. Bereits ist eine Berichtigung entworfen und wird Morgen an ihren Bestimmungsort abgehen. Ohne Zweifel ist diese Ladung aus dem Fankhauser'schen ¹⁾ Mörser oder dem Surhschen Raketenkopfe losgebrannt worden. Diese Tröpfe werden durch den „Alpenboten“ zur Genüge belehrt werden, daß der alte Jacobus, der „Strubelgring“, auch im Glarnerlande sich gleich geblieben. Lassen Sie mich doch ja nicht ohne Nachrichten aus dem Canton Bern, in welchem, wie mir scheint, der letzte Tropfen Verstandesöhl von der Regierungslampe geleckt ist. Ich fürchte fast, Herr Blösch wird zum traurigen Ritter einer traurigen Sache werden. Es giebt Leute, die Vieles thun können, bis man sie für das hält, was sie sind: für Aristokraten nämlich.

¹⁾ Dr. Samuel Fankhauser, Arzt.

Hier im Glarnerlande regen sich die Radikalen gewaltig und krümmen sich und heulen unter den Streichen des kräftigen Alpenboten und dem festen Willen und der feurigen Entschiedenheit des wackern Landammanns¹⁾, dessen geistige Ueberlegenheit ihr feiles Phrasenwerk wie alten Plunder niederwirft. Ich soll Sie herzlich von ihm grüßen, wie auch Herrn Prof. Hanns, der bei ihm noch in liebem Andenken ist. Schindler hat meinen Gedanken, in der Schweiz einen Bund der Guten, eine wahre helvetische Gesellschaft zu stiften, mit der ihm eigenen Wärme aufgefaßt. Machen Sie doch diese Idee recht zum Gegenstand Ihres Nachdenkens und schreiben Sie mir darüber. Ein solcher Verein ist einzig im Stande, ein Halte-là! zu rufen, wenn die ernste Stunde schlägt, wo es gilt, entweder die Schweiz aus den Klauen der politischen Gaukler zu retten, oder sie denen der Exvorrichter preiszugeben. Ich glaube, diese Stunde sei nicht mehr fern.

Wie hat Ihnen Lüzelschwabs Eröffnungsrede gefallen? Ich halte sie für ein Meisterstück. Im Aargau taget's wieder.

Bereits habe ich zwei Sitzungen des Schulraths beigewohnt und mich herzlich des Geistes meiner Kollegen gefreut. Wir müssen mit unserm Schulwesen sehr behutsam fahren, wenn wir nicht zu viele persönliche Interessen verletzen und riskieren wollen, daß der schöne Bau, unter Mitwirken der saubern Radikalen, durch die Landsgemeinde über den Haufen geworfen wird. Hiergegen besonders wird der Alpenbote gute Dienste leisten, der im einzigen Flecken Glarus über 100 Abonnenten zählt.

Wollen Sie mir doch ja alle meine Bekannten herzlichst grüßen; zuvörderst die Scheibentischfreunde²⁾, unter denen ich

1) Dietrich Schindler, Landammann der Jahre 1837—1840.

2) Der Scheibentisch befand sich in der gewesenen Zunftwirtschaft zu Webern, Eckhaus an der Mutschelengasse, wo jetzt der Laden von Goldschmied Neukomm ist. Gefl. Mitteilung des Herrn Ferdinand Schnell im Lochbach.

jeden Donnerstag im Geist meinen Platz einnehme. Können Sie einen Gruß an meinen lieben Biziuz¹⁾ gelangen lassen, sowie an die H. Nis²⁾ und Dür³⁾, so werden Sie mich sehr verpflichten. Natürlich werden Sie mir auch Ihre beiden H. Brüder (an Herrn Prof. werde ich nächstens eine eigene Epistel richten) nicht vergessen. Ihnen brauche ich kaum zu versichern, daß ich stets mit herzlichster Verehrung sein werde

Ihr

Reithard.

Mollis, im Weinberg
den 29. I. 40.

An Dr. C. Schnell.

Verehrter Herr und Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, welche mir die Durchreise des Herrn Pfr. Büthy von Rüegsau⁴⁾ darbietet, um Ihnen von Mollis aus einen flüchtigen, aber herzlich gemeinten Gruß zuzusenden. Mit inniger Theilnahme vernahm ich, was Ihnen widerfuhr, mit Abscheu les' ich, was gegen Sie geschmiert und gelästert wird. Dem Alpenboten werden Sie leicht entnehmen, daß ich fortwährend der Gleiche bin; mit dem Volksfreund divergiere ich nur in der Ansicht über die kirchlichen Angelegenheiten und namentlich über die Toblerisch-radikale Wühlerei in Zürich⁵⁾. Diesem Unwesen fühl' ich mich berufen, entschieden Stirn zu

1) Jeremias Gotthelf.

2) Nis war Feilenhauer und Polizeiinspektor in Burgdorf.

3) Dr. Emanuel Dür.

4) Vgl. Hunziker a. a. O., S. 95.

5) Der Pfarrer J. J. Tobler in Winingen hatte in einer Sängereifestrede das Evangelium einen frommen Betrug genannt. Vgl. E. Blösch, Geschichte der schweizerisch-reformierten Kirchen II, 279.

bieten und mir kommt es vor, als ob man dies auch im St. Bern thun sollte; denn besser ist es, den geistlichen Stand für Reformen zu gewinnen, als denselben abzustößen (Bitte, bei Franz Schnell darauf hinzuwirken, daß er den Termin für die Rückzahlung von 300 Frs. etwas hinauschiebt.)

Mit ganzem Herzen und unwandelbarer Treue

Ihr

Reithard.

Weinberg bei Mollis den
17. VII. 40.

Der Tod Karl Schnells löste das letzte Band zwischen Reithard und Burgdorf. Er entwarf ein stimmungsvolles Charakterbild seines unglücklichen Freundes¹⁾. Er kannte dessen eigenartige Doppelnatur durch und durch, die geistigen Vorzüge und wirklichen bleibenden Verdienste des Staatsmanns, wie auch die herben, abstoßenden und verletzenden Einseitigkeiten des Parteiführers. Er verteilte Licht und Schatten so, wie es die Wahrheit verlangte. Und so bildet der Nachruf an Karl Schnell den würdigen Abschluß von Reithards Beziehungen zu Burgdorf, zugleich auch ein ehrendes Denkmal für den Verfasser, der es verstand, der historischen Wahrheit treu zu sein, ohne Freundespflicht und Dankbarkeit zu verletzen.

¹⁾ H. Hunziker a. a. O., S. 9, wies darauf hin, daß Reithard der Verfasser des in der Beilage Nr. 57 zur Allgemeinen (Augsburger) Zeitung (1844) erschienenen Nekrologes ist.

Bericht des Direktors Müller an die Lehrerschaft

vom 29. Dez. 1834¹⁾.

Geehrte Herrn Kollegen!

Ihrem Auftrage gemäß habe ich die Untersuchung über die in den Stunden Herr Reithard's vorgefallenen Unordnungen angestellt, darüber 14 Schüler der dritten Klasse verhört, und zwei sogar zweimal, um einiges zu berichtigen. Ich bin dabei von dem ausgegangen, was der Lehrerversammlung bekannt war, zu welchem ich noch glaubte hinzufügen zu müssen eine Untersuchung über die Unfertigkeiten der Schüler, durch welche Herr Reithard sich Dienstags den 16^{ten} Dez. veranlaßt fühlte, fortzugehen, ohne die Stunde zu geben. Das Resultat dieser Untersuchungen scheint mir gewiß zu sein, einmal wegen der bedeutenden Anzahl Schüler, welche ich verhörte, dann wegen der Bestimmtheit, mit welcher alle Schüler, ohne ein Fehl zu machen, auf meine Fragen Bescheid gaben. Sie antworteten in dem Glauben, daß sie Recht hätten, vielmehr als ich fragte. Das bei dieser Untersuchung geführte Protocoll steht zur Einsicht bereit.

Ich glaube nun meiner Pflicht als Referent in dieser Sache Genüge zu leisten, wenn ich ohne Einmischung meiner subjektiven Ansicht, rein die Vorgänge Ihnen darstelle.

Als Herr Reithard zum erstenmale in die Schule kam, machte sein Aeußeres einen unangenehmen Eindruck auf die

¹⁾ Archiv der Erziehungsdirektion, Akten „Gymnasium 1835“.

Schüler. Sein Gesicht ist zu „lobelig“ und im Gange und der ganzen Haltung neigte er sich so sehr vorwärts, daß er zu fallen schien, deßhalb entstand ein ziemlich allgemeines Geflüster über ihn. Seine Anrede war niederschlagend; denn er sagte ihnen, er habe gehört, daß sie sehr wenig Deutsch verstünden. Dieser Ansicht gemäß war denn auch die erste Aufgabe eingerichtet, ein kalographisches Thema, in dem die lächersten (!) und sinnentstellendsten Schreibfehler und Fügungen vorkamen, durch welche Lachen und Indignation der Schüler erregt wurde. Es wurde den Schülern zur Correctur folgender Satz dictirt: „Es ist im Jahre 1270 gewesen, als Graf Rudolf von Habsburg vor den Thoren Basels lag.“ Nach diesem Satze sollen die Schüler ein Fragezeichen setzen, worüber den (!) sogleich ein allgemeines Lachen entstand, das die Ordnung störte. Die Aufgabe war nun die Fehler zu verbessern. Eggimann wendete sich an Herrn Reithard und fragte, ob sie die geschichtlichen Fehler auch corrigiren sollten; denn er stand in dem Wahne, Rudolph von Habsburg habe Zürich belagert und nicht Basel. Herr Reithard erwiderte auf diese Frage: Was denn fehlerhaft wäre? Es wäre eine Schande für Schüler dieser Classe, daß sie diese Geschichte nicht kenneten. Eggimann suchte sich wegen dieser Unwissenheit zu entschuldigen, war jedoch verlegt, daß man gesagt hatte, die Verwechslung von König Albrecht und Rudolph von Habsburg wäre eine Schande. Wenn die Schüler auch über die Fehler lachten, so wurden sie doch unwillig über die Aufgabe, zumal da sie immer die Bemerkung hören mußten, man wüßte noch nicht, ob sie die Sache richtig schreiben würden; sie sollten nur zusehen, es richtig zu schreiben. In der Stelle des Themas, wo es heißt: „von den Baslern und die Thoren öffneten dieselben!“ statt: und dieselben öffneten die Thore, wurde von den Schülern eben so sehr gelacht wie von dem Lehrer. Während dem das Thema dictirt wurde, sprachen Dick und Lauterburg lachend miteinander

über dasselbe. Herr Reithard trat hinzu und sagte zu ihnen, die er noch nicht kannte: „Ich habe die lustigen Leute gern, und möchte sie daher alle kennen lernen. Sagen Sie mir doch Ihre Namen!“ Beide sagten ihre Namen, allein die Aeußerung Herrn Reithard's preßte dem Gymnasiast Kurz den Verwunderungsausruß „Donner!“ aus. Herr Reithard, welcher dieses gehört hatte, fragte, wer dies gesagt hätte. Kaiser murmelte für sich hin: „Es ist ein Kurzer gewesen.“ Herr Reithard stand in der Nähe und hörte dieses. Er fragte daher noch einmal im Allgemeinen, wer das gesagt hätte, und da keine Antwort erfolgte, so wendete er sich ernst mit drohendem Tone an Kaiser, indem er ihn aufforderte, es zu sagen. Kaiser antwortete nach einigem Zögern: „Es ist Kurz gewesen.“ Herr Reithard antwortete: „Ich nehme dies Herrn Kurz nicht so übel, wie Ihnen; denn es kann einem wohl etwas entweichen; hingegen Sie sind auf meine Aufforderung nicht folgsam gewesen.“ Einen unangenehmen Eindruck machte es auf mehrere Schüler der Classe, daß Herr Reithard dabei Kaiser mit dem Finger drohte wie einem kleinen Kinde, und doch wiederum beide Schüler „Herrn“ anredete, an was sie nicht gewöhnt sind.

Dieses über die erste Stunde, die mit Gelächter dahin ging und mit Gelächter schloß. Zu Anfang der zweiten Stunde fragte Herr Reithard, wo er in der vorigen Stunde im Dictiren stehen geblieben sei. Gerwer glaubte sich durch die verschiedenen Scherze, die in der ersten Stunde während des Dictirens vorgefallen waren, berechtigt, auch einen Scherz zu machen, und antwortete: „Bei den Thoren“ (d. h. bei der oben angeführten Stelle über Basel). Herr Reithard fragte streng: „Wer sagte das?“ und Gerwer meldete sich. Herr Reithard sagte darauf, er werde sich ihn aufzeichnen, und da weiter kein Grund angegeben wurde, den Gerwer gern wissen wollte, so fragte ihn Gerwer, warum er denn aufgezeichnet werde. Herr Reithard antwortete: „Das werden Sie später vernehmen.“ Eggimann schmerzte es, daß Gerwer unrecht

geschehe, er wendete sich daher gegen Gerwer und sagte: „Dieses mußst du dann auch ad notam nehmen, damit Du Dich später erinnerst.“ Er wendete sich dabei zwar ganz gegen Gerwer, sagte jedoch die einzelnen Worte ziemlich laut, in der Absicht, daß es Herr Reithard hören sollte. Herr Reithard sagte nichts darauf.

Die Stunde ging unter Lachen dahin, viele waren jedoch gegen Herrn Reithard schon aufgebracht, weil er sich Scherz und Witz erlaubte, und den Schülern nichts gestatten wollte.

In der dritten Stunde bemerkte Herr Reithard, er habe gehört, daß die Gymnasiasten die vorigen Stunden unter ihrer Würde gehalten hätten. „Jetzt wollen wir, fuhr er fort, das Vorige bei Seite setzen, und wollen einander mit Liebe und Zutrauen entgegen kommen. Dann werden Sie auch sehen, daß Sie einen Mann vor sich haben, der das Geschick und die Kraft hat, Sie weiter zu befördern!!“ Dieses Eigenlob fiel den Schülern nach ihrer Aussage sehr auf, und trug eben nicht bei, die Liebe und das Zutrauen zu erregen.

Nachdem auch in dieser Stunde wiederum Gelächter und Geräusch entstanden war, sagte Herr Reithard: „So kann es nicht fortgehen. Sagen Sie mir auch gerade hinaus, ob Sie mich haben wollen oder nicht, damit ich mich darnach richte“, oder nach einer andern Aussage: „Wollen Sie mich nicht, so werde ich sogleich quittiren!“

Nach diesen Vorgängen verreiste Herr Reithard nach Solothurn und fehlte einige Tage. Da dieses gewissermaßen ein Abschnitt ist, so setzte ich ein Urtheil her, das Gouldi über diese Zeit fällt: „Der Unterricht nahm uns gar nicht in Anspruch und so wendeten sich dann Einzelne zu Unfertigkeiten und Störungen, bei denen sich Herr Reithard ganz passiv verhielt und sie dadurch noch mehr um sich greifen ließ. Vor allem machte das fotografische Thema einen unangenehmen Eindruck auf uns, wo wir uns schlimmer als Elementarschüler behandelt und dabei

mit dem Namen „Herrn“ belegt sahen. In seinen Berichtigungen war stets etwas Foppendes, und in dem Tone lag Hohn, der uns ganz abstieß. Die Stunde wurde auch dadurch langweilig, daß er sich mit allen seinen Fragen nur an Kaiser wandte. Ich bin nicht einmal gefragt worden. So ist es nicht wunderbar, daß wir gern von dem Unterricht befreit werden. Wir haben einige Arbeiten geliefert, in denen wir keine Fehler glaubten gemacht zu haben, und fanden vieles corrigiert, über welches wir auf unsere Anfrage keine Antwort erhielten, als etwa, er bekümmere sich nicht darum, was andere thäten; man müsse so schreiben, wie er corrigiert hätte. Ich hatte in einem Aufsatze gesagt: „Wo er in der Kaiserstadt Aachen gekrönt wurde!“ Als ich die Arbeit zurückerhielt, fand ich von Herrn Reithard nach er und Aachen ein Comma gesetzt. Warum er dieses gethan, wußte ich nicht, und erhielt auch auf meine Frage keine Antwort. Ebenfalls fand ich alle ß in meinem Aufsatze in s verwandelt, und erhielt auch über den Grund dieser Correctur keinen Aufschluß.“

Ähnliche Aussagen über das Langweilige dieser Stunden mußte ich von andern Schülern hören, ja Kohler sagte: „Es war einem in den Stunden des Herrn Reithard's immer, als müßte das höhere Gymnasium noch vor dem Ende des Jahres zu Ende gehen.“

Nachdem Herr Reithard wieder zurückgekehrt war, kam es vor, daß er einigemal zu spät kam. Und da die Schüler nicht gern in die Stunde gingen, so gingen sie nach einem Viertel fort. Einmal haben sie bis halb gewartet, ohne daß er kam, so daß sie auch da alle fortgegangen sind. Ich erfuhr dieses sogleich, wandte mich an Herrn Reithard und theilte ihm mit, wie und wann es hier Brauch wäre, die Stunden anzufangen. Auch sagte ich ihm, daß es mir leid sein würde, wenn ich mich an das Erziehungsdepartement wenden müßte, um Ordnung im Gymnasium zu schaffen, worauf er mir schriftlich erwiederte, ich hätte die Sache wohl collegial besser abmachen können.

Die Schüler fingen nun an, auch mehr und mehr über den Zürcher Accent Herrn Reithard's ihre Bemerkungen zu machen, und einer bemerkt: „Wenn wir einmal nicht ordentlich Deutsch lernen sollen, so sehen wir auch nicht ein, warum wir uns unsern Berner Dialekt abgewöhnen und einen andern Schweizer Dialekt lernen sollen.“

Herr Reithard verreiste nun nach Zürich. Kaum war er nach seiner Rückkehr wieder in der Schule eingetreten, so bemerkten die Schüler, daß er eine grüne, langhaarige Hose von grobem Zeuge anhätte. Einer theilte die Bemerkung dem andern mit, und über die Hose wurde nun immer gespottet bis zu seinem Weggange. In den 2 oder 3 Stunden, die er nach seiner Rückkehr noch gab, beschäftigte er sich vorzüglich mit einem Gedicht von Follen, überschrieben: Jordan von Burgistein. Das Gedicht war den Schülern fast ganz klar, allein sie sollten die Erklärung hören. Nachdem es dictirt war, wendete er sich zunächst an Kaiser und ließ es von diesem vorlesen. Es wurde ziemlich allgemein darüber gelacht, weil Kaiser dabei sehr affectierte. Auch Ritschard lachte mit und da er durch seine Größe sich hinter keinem andern verbergen konnte, so lachte er ohne Absicht Herrn Reithard in das Gesicht. Herr Reithard fragte nun, warum er lache und da er den Grund zu sagen sich scheute, so erwiederte er nur: Es sei eine allgemeine Lachseuche in die Schüler gefahren. Herr R. wollte sich dabei nicht begnügen und forderte Ritscharden auf, den Grund nur gerade zu sagen. Nun endlich antwortete Ritschard, der Grund des Lachens wäre, daß Kaiser so sehr beim Lesen affectiert, und weil man seinen Dialect zu sehr durchgehört habe. Herr R. sagte hierauf, Kaiser habe gut gelesen, und er wolle sehen, ob es Ritschard so gut machen würde. Eggimann bemerkte dabei: „Wenn man mich vor dem Lesen so foppen würde, so würde ich gar nicht lesen“. Ritschard aber sagte zu Herrn R., wenn er schlecht lese, so könne man ihn auch auslachen; er

laß einen Vers und dann sagte er: „Nun, jetzt hat Niemand gelacht,“ worauf Herr R. nur erwiderte: „Ich will Ihnen sagen, daß Sie sehr gut gelesen haben.“

Als Herr R. das Gedicht dictirte, kamen ebenfalls einige unangenehme Auftritte vor, nämlich es heißt in demselben: „Du sollst mein Späher sein“. Mehrere Schüler verstanden „Speer“, und über den Unsinn, der so, wie man sagt, durch Herrn R. fehlerhafte Aussprache veranlaßt, entstand, wurde viel gelacht.

Ferner heißt es im Gedicht: „Vor Laupen zeucht der Feldstreit, voran der Ritter Flug, Roßbanner, Fahnen, Fußvolk, soweit das Auge trug“. Man verstand nicht ganz den Ausdruck „der Ritter Flug“, mehrere glaubten, es würde ein Sprachfehler sein, statt „der Ritter flog“. Herr R. erklärte Flug für ein Collectivum, allein selbst dadurch kamen einige Schüler, die einmal befangen waren, nicht in das Reine, und konnten nicht begreifen, wie ein Verbum, wofür sie das Wort hielten, ein Collectivum sein könnte. Endlich wendete sich Ruhn an Herrn R. mit der Frage, ob denn der Ritter Flug eine historische Person wäre? Herr R. erwiderte: „Wenigstens eine recht dumme Person!“ Ruhn, in dieser Weise verletzt, erhielt endlich doch durch Herrn R. die richtige Erklärung.

In dem vierten Verse kommen die beiden Zeilen vor:

Drei Bischöffe, von Sitten, von Basel und Lausan,
Sind in Person geritten bei Laupen auf den Plan.

Hierbei entstand wiederum ein allgemeines Gelächter, weil Herr R. aussprach: Bischöfe, und diese beiden Zeilen wurden immer wiederholt, sowie die Ueberschrift des Gedichtes selbst: Der Jordan von Burgistein, wo Herr R. gesagt haben soll, der Jurdan.

Das Gedicht war zu Ende dictiert, und zum Theil erklärt; die Schüler erhielten nun die Aufgabe, diese Erklärung, die sich größtentheils auf die Ausdrücke des Gedichtes bezogen, niederzuschreiben und einzuliefern, allein gleich nach Beendigung der

Stunde, als sich der Lehrer entfernt hatte, wurde fast von allen Schülern gesagt, daß sie diese Arbeit nicht machen würden. Gerwer gibt als Grund an, daß diese Arbeit viele Zeit wegnähme und doch nicht ühend wäre.

Von der Zeit an, wo das Gedicht dictirt worden, bis zu dem Dienstag, wo Herr R. sich genöthigt sah, aus der Schule fortzugehen, wurde nun fortwährend die Zeit, wo die Lehrer wechseln, vor und nach der Stunde mit diesem Gedicht zugebracht. Der eine scandirte das Gedicht, ohne Rücksicht auf Accent und Sinn, wie es Herr R. gethan haben sollte, der andere nahm Umgestaltungen, Parodien damit vor. So wurde der Vers: Nicht mag der Bär es dulden, daß ihn der Fuchs verhöhnt! mit Rücksicht auf Zürich umgeändert in: Nicht mag der Bär es dulden, daß ihn der Bock verhöhnt. Die beiden Gymnasiasten Kurz und Koller, welche diesen Vers anführen und behaupten, daß er sehr oft gesprochen worden sei, wissen nicht, von wem die Parodie vorgenommen worden ist.

Es verbreitete sich nun das Gerücht in der dritten Classe, daß Herr R. durch die Schüler der ersten Classe zum Fortgehen wäre gezwungen worden, ein Gerücht, das falsch ist; denn, wie ich durch die Aussage der Schüler der ersten Classe erfahren habe, ist nichts von der Art dort vorgekommen. Es scheint, daß dadurch zunächst der Gedanke in den Schülern der dritten Classe entstanden ist, Herrn R. ebenfalls zu vertreiben, da alle seine Stunden höchst ungern besuchten. Eine besondere Verabredung scheint nicht stattgefunden zu haben, doch bemerkte Kaiser, Eggimann habe in einer Zwischenstunde zu ihm gesagt, Herr R. müsse doch auch einmal zum Fortgehen gebracht werden, wie man es in einer andern Classe schon mit ihm gethan hätte. Zugleich habe ihn Eggimann gefragt, ob er nicht mithelfen wolle, und habe dann noch hinzugefügt, freilich Kaiser stünde gut mit Herrn R., und er würde daher nichts thun. Eggimann soll sich darauf noch an

andere Schüler mit der gleichen Aufforderung gewendet haben, allein weder Kaiser weiß anzugeben, an wen, noch hat auch ein anderer Schüler etwas davon ausgesagt, außer Schärer. Dieser bemerkt, daß, als er einmal in der Schule gesehlt hatte, er von Eggimann vernahm, man wäre übereingekommen, Herrn K. zu vertreiben, weil er schon in der ersten Classe vertrieben sei, und immer so bitter und höhrend gegen die Schüler verführe. Eggimann gesteht nun folgendes zu: Es wäre von mehreren gesagt worden, daß auf den nächsten Donnerstag den 18. Dezember, wo das Gedicht hergesagt werden sollte, Herr K. sich zunächst an Kaisern wenden würde. Dann wolle man lachen, um den Lehrer zum Fortgehen zu bewegen. Er sagt, er könne sich nicht besinnen, von wem er dieses gehört habe. Am 11. Dezember habe er mit Kaiser am Ofen gestanden, und diesen gefragt, ob er nicht unwillig werden wollte, wenn man über seine Declamation lache. Ueber den Dienstag habe er nicht mit Kaiser gesprochen, sondern nur über den Donnerstag. Schärer sagt ferner aus, daß er nichts als das Angeführte von einer förmlichen Verabredung wisse. Vor der Stunde Dienstag den 16. Dez. habe man im allgemeinen gesagt, man wolle Herrn K. zum Fortgehen bringen, allein wer es gesagt, weiß er sich nicht zu erinnern. Er selbst sagte dazu: Ja! das wird wohl gehen. Andere Schüler, die an der Sache wenig Antheil genommen haben, sagten auch aus, daß sie nichts von einer Verabredung wüßten, obgleich sie gewissermaßen das Recht gehabt hätten, sich zu besprechen, da Herr K. sie aufgefordert hätte, es ihm zu sagen, wenn sie nicht mit ihm zufrieden wären. Durch das Geräusch glaubte man ihm dies zu verstehen zu geben. Jedermann glaubte deshalb, daß es an diesem Tage zu neuen Auftritten kommen würde, weil man die Erklärung des Gedichts abliefern sollte, die Niemand gemacht hatte.

Als nun Herr K. Dienstag den 16. Dez. um 3 Uhr in die Schule kam, standen fast alle Schüler an dem Ofen, lachten sehr

stark und sagten verschiedene Theile jenes Gedichtes her, wobei mehrere zugestehen, daß sie die ihnen fehlerhaft vorkommende Aussprache Herrn R. nachgeahmt hätten. Ritschard und Lauterburg sagten: „Drei Bischöffe von Sitten, von Basel und Lausan! Sind in Person geritten bey Laupen auf den Plan“. Eggimann und Gerster riefen: „Das war der falsche Jurdan, der Herr von Gurgistein!“ Kurz sagte: „Da kommt der falsche Jurdan, der Herr von Burgistein!“ Doch scheinen die Worte, welche die einzelnen Schüler sprachen, nicht ganz hörbar gewesen zu sein wegen des starken Geräusches.

Herr R. sagte über diese Unordnung nichts, sondern ging nach dem Sitze des Lehrers, legte seinen Mantel ab, und die Schüler gingen mit bedeutendem Geräusch und Lachen an ihre Plätze. Unmittelbar hinter Herrn R. sprang Eggimann über den Tisch auf die Bank, worüber von dem Lehrer nur bemerkt wurde: Eggimann wäre ein guter Turner. Dieser erwiderte hierauf: „Ja, aber ich kann nur Bocksprünge machen.“ Natürlich ging das anfängliche Geräusch und Lachen ununterbrochen fort, da Herr R. es nicht zu hindern suchte. Er fragte nun, sich vorzüglich gegen Schärer wendend, ob sie die Aufgaben gemacht hätten, und Schärer fragte dagegen, welche Aufgaben er denn meine, die Beantwortung der Fragen: (Diese zwei Fragen sind: Was ist Sprachvermögen?? Wie hat man sich bei der Annahme einer Ursprache die verschiedenen Dialecte zu erklären?) oder den Commentar? Obgleich wirklich Schärer nichts in diese Worte legte, was hätte Geräusch verursachen können, so nahm doch das Lachen noch zu, wahrscheinlich über das Wort Commentar, welches bis jetzt von dieser Aufgabe nicht gebraucht worden war; dann wohl auch deshalb, weil man sogleich, nachdem diese Aufgabe gegeben worden war, allgemein darüber einverstanden gewesen war, daß man sie nicht machen würde. Da Herr R. Eggimann nach seiner Arbeit fragte, so erwiderte dieser: „Ich habe meine Arbeit

gemacht, aber sie wieder verbrannt!!“ Daß dies wirklich der Fall war, bezeugt Schärer. Gerwer wendete sich jetzt zu Eggimann und sagte heimlich, daß ihm Professor Usteri einmal gesagt habe, er könne mit seinen Arbeiten und Hefen nichts Besseres thun, als sie dem Feuer übergeben. Herr R. mochte dieses zum Theil gehört haben; denn er fragte Gerwer: „Was sagte Herr Professor Usteri?“ und da jener seine Aussage wiederholte, so äußerte Herr R.: „Der Herr Professor muß ein böser (nach anderer Aussage ein strenger) Mann gewesen sein!“ oder „Das ist ein böser Herr Professor gewesen“. Jetzt glaubte jeder Schüler etwas bemerken zu dürfen. Ruhn rief: „Gut ist Herr Professor Usteri nicht gewesen, aber geschickt war er!“ Dübüis: „Nein! Das war ein guter Herr!“ Lauterburg: „Wir lassen Herrn Usteri nicht scheitern!“ Eggimann: „Es ist nicht wahr, es wäre gut, wenn alle Lehrer so wären!“ Andere riefen anderes darauf Bezügliches, und der Lärm muß äußerst stark gewesen sein. Herr R. sah einige Zeit ruhig in das Getriebe der Schüler hinein, dann sagte er: „Ihr Herren, diese Stunde wird nicht abgehalten; ich ersuche Sie, still heim zu gehen, und werde die ganze Sache dem Erziehungsdepartement anzeigen.“ Als er dieses gesprochen hatte und nach der Thüre zuging, entstand ein neues Gelächter; denn in dem Unwillen über diese Auftritte ging er fort, ohne seinen Mantel mitzunehmen. Kurz eilte endlich Herr R. nach, um ihn zu erinnern, daß er seinen Mantel vergessen hätte, und als er wiederkam, ward das Lachen und Geräusch nicht im Geringssten vermindert.

Mehrere Schüler gestehen offen, daß sie froh waren, auf diese Weise vielleicht von Herrn R. Unterricht befreit zu werden, „denn,“ sagt Gerber, „die Art, wie er die Schüler behandelt, ist so, daß keiner dadurch gewonnen werden kann.“ Andere lachten (Eggimann), weil sie auf eine solche Weise Urlaub erhielten, noch andere, wie Gerster, weil sie von den Stunden befreit

wurden, in denen sie nach ihrer Ansicht nur einen andern Schweizer Dialect, als den ihrigen lernen könnten, und in denen sie Arbeiten machen müßten, die gar zu leicht wären.

Nach der Stunde und in den folgenden Tagen wurde von den Schülern darüber gesprochen, welchen Erfolg wohl dieser Auftritt geben werde, und Gouldi theilte den Schülern mit, daß Herr R. der Sache eine politische Wendung zu geben suche. Er habe von Herrn Professor Eduard Schnell gehört, daß Herr R. gesagt habe, es wären Junker in der Classe, welche die andern Schüler zu diesen Auftritten anreizten. Allen Schülern kam dieses unglaublich vor, denn es konnte sich nur auf von Bonnstetten beziehen, den die Schüler zu einer solchen Unternehmung für unfähig hielten, und der auch wirklich in der ganzen Sache nichts gethan hat. Als dieser Samstags den 20. früh in die Schule kam, erhob sich ein allgemeines Gelächter. Den Grund erfuhr er erst später durch Lauterburg und war erstaunt darüber, da er nicht persönlich mit Herrn R. geredet, alle seine Arbeiten geliefert hat, und da ihn, wie viele andere Schüler, Herr R. wohl nicht einmal kennt.

Dieses sind die Auftritte, geehrte Herren Collegen, welche in den Stunden Herrn R. vorkommen. Sie wären wohl im Stande, eine längst bestehende Unterrichtsanstalt zu beschädigen, und sie ihrer Auflösung nahe zu bringen, wie viel mehr eine neue, die noch keinen Ruf hat! Das Publikum ist in diesen Fällen immer geneigt, das Schlimme eher zu glauben, als das Gute, und es ist eine schwere Aufgabe für uns, einige Achtung nach diesen Vorgängen bei dem Publicum unserer Anstalt zu verschaffen. Auffallend sind mir diese Auftritte vor allem; denn ich unterrichtete die Schüler der dritten Classe fast ein ganzes Jahr; einige hingen mit wahrhaft kindlicher Liebe an mir, wie z. B. Ritschard, und jetzt sehe ich dieselben Schüler sich auf das

ausgelassenste benehmen, alle Achtung vor dem Lehrer aus den Augen setzen, ja gewissermaßen Pasquille auf ihn machen, als was ich wenigstens jenen Vers ansehe: „Nicht mag der Bär es leiden, daß ihn der Bock verhöhnt!“ Während meiner ganzen Stellung als Professor Gymnasii habe ich nur einen schlechten Streich zu ahnden gehabt, den die Schüler gegen einen andern Lehrer ausgeführt hatten; sonst waren sie stets folgsam. Jetzt ist in jeder Stunde etwas vorgekommen, was Ahndung verdient. Wie diese Erscheinung zu erklären, weiß ich nicht, doch gefährlich ist sie, da sie sich schon auf die Stunden anderer Lehrer zu erstrecken droht. Denn Freitag den 19. fanden auch Unruhen bei Herrn Richard statt. Da der Lehrer sich sogleich mit einem Brief an mich wendete und mir erklärte, er werde keine Stunden mehr geben, wenn ich nicht Ordnung verschaffe, so griff ich ein; denn es möchte schwer sein, die Anstalt zu erhalten, wenn noch ein zweiter Lehrer fortginge und uns zu den Stunden, welche wir für unsere Person zu geben haben, noch die seinigen auf-ladete. Ich fand die Schüler reuevoll über ihr Betragen; ich fand sie meine Ermahnungen in der Weise aufnehmen, wie ich seit längerer Zeit gewohnt bin; ja, als ich am Dienstag in die Stunde zu Herrn Richard ging, um zu sehen, ob nicht neue Unordnungen vorgekommen wären, da erklärte mir derselbe, er wäre ganz zufrieden mit den Schülern und wünsche sie sich gar nicht besser, als sie sich in der Stunde bewiesen hätten.

Zugleich muß ich aber auch andeuten, daß man zuviel von dem Director der Anstalt zu fordern scheint. Man hat sich mit der Erklärung, daß man keine Stunden mehr geben wolle, nicht an ihn, sondern an das Erziehungsdepartement zu wenden; und wenn es um Beistand in disziplinarischer Rücksicht geschieht, so sollte es wenigstens nicht sogleich mit der Aufkündigung der Stunden verbunden sein, was ein höchst niederschlagender Zu-satz ist.